

■ DOROTHEE WIERLING

Fünfundzwanzig Jahre: Oral History

Als ich mich an die Aufgabe machte, zum 25-jährigen Jubiläum der Werkstatt *Geschichte* etwas über die Entwicklung der Oral History in diesem Zeitraum zu schreiben, erlebte ich erst einmal eine Überraschung: Meine Suche im digitalen Archiv der Zeitschrift brachte fast nichts zutage. Die Volltextsuche führte nur zu sechs Erwähnungen der »Oral History«, meist fand sich der Begriff in den Autorenangaben als Forschungsschwerpunkt. Bei dem Begriff »Zeitzeugen« sieht es noch schlechter aus, das Stichwort »Interviews« ergibt wenig mehr Fundstellen. Offensichtlich ist die Methode in »unserer« zeitgeschichtlichen Sozial- und Alltagsgeschichte kaum vertreten.¹

83

1. Neue Horizonte: nach dem Ende des Staatssozialismus

Die Methode der Oral History, zuerst in den USA entwickelt, wurde Ende der 1970er Jahre auch in der deutschen historischen Forschung wahrgenommen und seit Anfang der 1980er Jahre in vielen einzelnen und wenigen größeren Projekten systematisch angewandt. Eingebettet in eine lebendige, internationale Diskussion, hatte sie sich bald von einer überwiegend politisch-demokratischen Agenda (»Grabe wo Du stehst«)² zu einer reflektierten Methode entwickelt, bei der Fragen der Quellenkritik und Probleme des historischen Gedächtnisses im Vordergrund standen. Dennoch blieb Oral History als Methode in der Geschichtswissenschaft marginalisiert, bekannte sie sich doch ausdrücklich zu einer an Subjektivität interessierten Erfahrungsgeschichte. Der Zusammenbruch der staatssozialistischen Systeme in Europa, der dadurch ermöglichte Austausch mit den Historikern und Sozial- bzw. Kulturwissenschaftlern der betreffenden Länder und die Neugier auf die bis dahin unzugänglichen Gesellschaften führten zu einem euphorischen Aufbruch, der sich schon im März 1990 auf der *International Oral History Conference* in Essen zeigte. Die Herausforderungen und Chancen der Oral-History-Forschung im neuen Gesamtdeutschland führten sowohl zu einer Fülle von Projekten, in denen die Methode eine zentrale Rolle spielte, als auch zu neuen Fragen, die sich nicht nur mit Bezug auf die biografische Verarbeitung von diktatorisch verfassten Gesellschaften und revolutionären Umbrüchen stellten, sondern auch methodologische Probleme betrafen. Insbesondere stellte sich die Frage nach der Erzählbarkeit von Lebensgeschichten in zusammenbrechenden Gesellschaften mit unklarer Zukunft und die Bedeutung öffentlich-offizieller Vergangenheitserzählungen für die Konstruktion privat-persönlicher Lebensgeschichten. Oral History trug mit diesen Problemstellungen erheblich zur Gesellschaftsgeschichte – nicht nur der staatssozialistischen Systeme – bei, und das in einer Phase, in der sich die deutsche Zeitgeschichtsforschung insgesamt wieder mehr einer konventionellen Politikgeschichte zuwandte. Zugleich bot sich in dieser Ausnahmesituation

1 Es scheint eine Zeit für Bilanzen zu sein. Gleichzeitig mit diesem Text entstand der lesenswerte Rückblick von Lutz Niethammer im Gespräch mit Veronika Settele und Paul Nolte, Oral History in der deutschen Zeitgeschichte, in: *Geschichte und Gesellschaft* 43 (2017) 1, S. 110–145.

2 Sven Lindquist, *Grabe wo Du stehst. Handbuch zur Erforschung der eigenen Geschichte*, Bonn 1989.

eine Chance, die gerade auch von den am politischen System interessierten Historikern genutzt wurde: Mit denen zu reden, von denen sie in den Akten lasen. Die Aufhebung der Archivsperre für das Gebiet der ehemaligen DDR und der Zugang zu den »Mitlebenden« aus der DDR, darunter zu den entmachteten Akteuren ebenso wie zu ihren erfolgreichen Widersachern, führte zu einer ungewöhnlichen und aufregenden Gleichzeitigkeit von gesehender und aktenkundiger Geschichte.

2. Neuer Auftritt: der Zeitzeuge

Seit den 1990er Jahren entwickelte sich im Deutschen Fernsehen, vor allem im ZDF unter dem Leiter der dortigen Geschichts-Redaktion, Guido Knopp, ein neues Genre, das heute allgemein »Zeitzeugen-Fernsehen« genannt wird.³ Hierbei treten Menschen auf, die bei einem bestimmten Ereignis »dabei« waren bzw. eine bestimmte Epoche »mitemlebt« haben. Scheinbar authentisch aus ihren unverfälschten Erinnerungen schöpfend, bezeugen sie ihr damaliges Erleben anschaulich, gefühlvoll und glaubwürdig. Die Präsentation dieser Zeitzeugen wurde im Laufe der Zeit immer mehr im Sinne ihres effizienten medialen Einsatzes professionalisiert. So wurden die gezeigten Auszüge aus ihren Erzählungen deutlich gekürzt; ein Interviewer tritt nicht mehr auf, sodass wir nicht wissen, in welchem größeren Kontext des Gesprächs die Aussage steht. Ebenso erfahren wir bis auf magere biografische Daten nichts über den sozialen Kontext des Erzählers. Wir sehen nur das Gesicht, das vor einem schwarzen Hintergrund auratisch ausgeleuchtet wird, sodass die diversen Sprecher wie Sterne am Firmament der Erinnerung erscheinen. In der Regel folgen die ausgewählten Zitate einem Drehbuch, das von der Stimme im Off und den gezeigten Bildern vorgegeben ist: Sie beglaubigen persönlich, was der Autor der Sendung uns sagen will.⁴

Die Entstehung des Zeitzeugen-Fernsehens hat für die professionell betriebene Oral History überwiegend negative Folgen gehabt. Vergeblich haben wir uns gegen die Übertragung des Begriffs »Zeitzeuge« gewehrt und die frühere Bezeichnung »Interviewpartner« inzwischen aufgegeben. Die allgemeine Verachtung der professionellen Historiker gegenüber dem medialen »Zeitzeugen« hat sich bei Vielen, die mit der Praxis der Oral History nicht vertraut sind, auf diese übertragen. Und Laienhistoriker, Geschichtslehrer oder Studierende nehmen von den Fernsehsendungen mit »Zeitzeugen« oft mit, dass diese einen schnellen, unterhaltsamen und wirksamen Zugang zur Vergangenheit ermöglichen. Museen bedienen sich kurzer Zeitzeugenaussagen als Ausstellungsexponate und manchmal auch der »Zeitzeugen« selbst als Führer durch Gedenkstätten. Kein Wunder, dass sich die Zahl der im Fernsehen oder an anderen öffentlichen Orten auftretenden »Zeitzeugen« vervielfacht hat und jede Stadt, die etwas auf sich hält, mittlerweile über eine »Zeitzeugenbörse« verfügt.

Viele dieser »professionellen« Zeitzeugen haben wirklich Erzählenswertes erlebt; und sie haben oder hätten auch viel zu erzählen, wenn man ihnen den kommunikativen Raum hierfür eröffnen würde, wie das in einem mehrstündigen *face-to-face* Oral-History-Interview der Fall ist. Leider stehen sie dafür oft nicht mehr zur Verfügung, weil die ihnen öffentlich immer

3 Martin Sabrow/Norbert Frei (Hg.), Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen 2012.

4 Wulf Kansteiner, Dabei gewesen sein ist alles. Der Fernsehzeitzeuge ist eine raffinierte Kunstfigur. Passgenau zugerichtet, hat er Quote gemacht und Mediengeschichte geschrieben. Nun läuft seine Ära aus, Die Zeit, Nr. 1/2012 v. 29.12.2011, <http://www.zeit.de/2012/01/Kansteiner-Zeitzeugen> (letzter Zugriff 8.11.2017). Allgemein zum Thema Judith Keilbach, Geschichtsbilder und Zeitzeugen. Zur Darstellung des Nationalsozialismus im bundesdeutschen Fernsehen, München 2008.

wieder abverlangten Erzählungen mittlerweile eine feste Gestalt angenommen haben, die weder Unklarheiten noch Widersprüche noch Überraschungen mehr erlaubt. Und schlimmer noch: Viele Historiker, die sich erstmals an ein Oral-History-Projekt wagen, geben sich enttäuscht mit der ersten Standardversion der Erzähler zufrieden, die doch eigentlich der Ausgangspunkt für Fragen und andere Interventionen sein sollte. Der »Zeitzeuge« hat uns Oral Historians die Arbeit nicht leichter gemacht. Im Gegenteil.

3. Neue Technik: Digitale Archive und Projekte

In den letzten Jahren ist die Zahl der Oral-History-Interviews, die online abrufbar sind, enorm angestiegen. Dazu gehören sowohl historische Aufnahmen, wie z. B. die Interviews, die David Boder unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs mit Überlebenden des Holocaust durchgeführt hat, als auch die Materialien neuerer wissenschaftlicher Projekte wie diejenigen der im Auftrag der Stiftung *Erinnerung, Verantwortung, Zukunft* durchgeführten Interviews mit ehemaligen NS-Zwangsarbeitern. Laufende Projekte stellen Interviews ganz oder in Auszügen auf ihren Websites zur Verfügung. Unter dem Stichwort *digital humanities* werden Auswertungsprogramme entwickelt, angeboten und genutzt, die helfen sollen, die Fülle qualitativer Daten, die bei der Oral History entstehen, nach verschiedenen Fragestellungen auszuwerten. Die unter der Ägide von Guido Knopp und Hans-Ulrich Jörges gegründete Internet-Plattform *Das Gedächtnis der Nation*, das auf Interviews für das ZDF-Geschichtsfernsehen beruht und mit dem sogenannten Jahrhundertbus durch Deutschland reist, um weitere Interviews durchzuführen, erfreut sich der Empfehlung des Geschichtslerversverbandes, diese Interviews im Unterricht einzusetzen.

Das ist alles sehr weit entfernt von der früheren Praxis, bei der die Tonkassetten mit den Interviews für die Dissertation oder das lokalgeschichtliche Projekt mehr oder weniger ordentlich in Kartons gepackt wurden, die dann in einem trockenen Keller verschwanden (ich bekenne mich schuldig). Bis heute gibt es in Deutschland nur zwei professionell betriebene Oral-History-Archive, in denen Interviews angemessen aufbewahrt, gesichert und erschlossen zur Verfügung gestellt werden: das Institut für Geschichte und Biographie an der Fernuniversität Hagen und die *Werkstatt der Erinnerung* an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Deren personelle und finanzielle Kapazitäten sind allerdings begrenzt. Insofern stellen die digitalen Archive einen enormen Fortschritt dar. Aber sie bergen auch Probleme.

Ihr offensichtlichstes Potenzial liegt in der breiten Zugänglichkeit des Interviewmaterials. Das eröffnet ungeahnte Möglichkeiten, etwa beim Vergleich von Interviews mit Holocaustüberlebenden, die unterschiedlichen Erzählzeiten, Erzählkulturen und Projektkontexten entstammen. Solche Vergleichsmöglichkeiten sind nicht nur im Hinblick auf die Erzähler, sondern auch im Hinblick auf die Interviewer instruktiv für eine Kultur- und Überlieferungsgeschichte der Shoah. Auch für die Sekundäranalyse von Interviews sind die digitalen Archive von unschätzbarem Wert.⁵ Die Möglichkeit, thematische Auswertungen auf der Basis mehrerer Interviewsammlungen durchzuführen, ist ein großer Gewinn. Dennoch ist Vorsicht geboten: Oral History als qualitative Methode war nie mit der Produktion oder Auswertung von Massendaten verbunden. Jeder erfahrene Oral Historian wird Anfängern empfehlen, nicht mehr als dreißig Interviews zu machen, weil das erfahrungsgemäß die Obergrenze dafür ist,

5 Linde Apel, *Oral History reloaded. Zur Zweitauswertung von mündlichen Quellen*, in: *Westfälische Forschungen* 65 (2015), S. 243–254.

diejenigen, die von sich erzählen, als ganzheitliche Personen im Bewusstsein zu behalten. Die Bearbeitung von Interviewmassen, wie sie heute und in Zukunft online zur Verfügung stehen (werden), birgt die Gefahr einer Entkontextualisierung der Erzähler, was für die angemessene Interpretation ihrer Geschichten einen schweren Nachteil darstellt. Der Rückgriff auf Interpretationssoftware löst dieses Problem nicht. Solche Programme können zwar sinnvoll zur Auswertungsunterstützung eingesetzt werden, aber sie können die eigentliche interpretative Arbeit nicht ersetzen. Sie können im Gegenteil dazu führen, dass die Entwicklung von Fragestellungen durch die Möglichkeiten der technischen Auswertung in den Hintergrund gedrängt wird.

Ein grundlegendes Problem der Oral History wird durch die digitalen Archive eher noch verschärft. Die Rede ist von den ziemlich ungeklärten Fragen des Persönlichkeitsschutzes, der Autorenschaft und der Anonymisierung. Selbstverständlich müssen Interviewpartner der Internet-Veröffentlichung ihres Interviews zustimmen. Eine Anonymisierung ist, wenn es um eine Audio- oder Videoaufnahme geht, nicht möglich. Das gilt auch für den Fall, dass nur Auszüge aus Interviews online gestellt werden. Die Entscheidung über einen solchen Auszug hat erhebliche Konsequenzen dafür, wie die Person als Ganzes dargestellt wird. Oral Historians kennen das Problem, wenn Interviewpartner mit ihren Transkripten oder mit Zitaten in einer Publikation konfrontiert werden. Die Erfahrung, zum Gegenstand einer Fremddeutung gemacht zu werden, ist selbst dann kränkend, wenn die Interpretation wohlwollend und der Interviewte anonymisiert ist. Die meisten Interviewpartner haben keine Vorstellung davon, wie viel sie im Interview preisgeben. Die Zustimmung, sich der digitalen Öffentlichkeit auszusetzen, sollte deshalb in all ihren Konsequenzen sorgfältig mit ihnen besprochen werden. Aus der Perspektive der Person, die solche Archive für die eigene Arbeit nutzt, ist es umgekehrt unerlässlich, sich jenseits des Auszugs einen Eindruck von dem gesamten Interviewtext zu verschaffen. Das Knopp'sche *Gedächtnis der Nation* ist schon deshalb für die wissenschaftliche (und auch pädagogische) Nutzung ungeeignet, weil es den Zugang zum Gesamttext systematisch unterbindet.

4. Neue Perspektiven? Oral History in den Geschichts- und anderen Wissenschaften

Vor 25 Jahren orientierte sich die Oral History vor allem an der Disziplin, aus der sie kam und um deren Anerkennung es ihr ging. Seitdem hat sich die Geschichtswissenschaft nicht nur in theoretischer und methodologischer Hinsicht weiterentwickelt. Auch ihr disziplinäres Umfeld hat sich erweitert, wobei die Grenzen zwischen der Geschichtswissenschaft und ihren Nachbardisziplinen gelegentlich unkenntlich geworden sind. Das innovative Potenzial interdisziplinären Denkens und Forschens ist unstrittig, und die Oral History hat davon erheblich profitiert. Zwar gab es von Beginn an enge Bezüge zur Soziologie, vor allem zur sogenannten Biografieforschung, die sich zunehmend historischen Fragestellungen annäherte; aber das Aufkommen der *cultural studies* hat noch einmal einen bedeutsamen Schub für die methodische Selbstreflexion der Oral History hervorgebracht. Im Zentrum der wechselseitigen Aneignungen, Befruchtungen und Irritationen im interdisziplinären Austausch standen zwei Konzepte: das Gedächtnis und die Identität. Es ist unmöglich, an dieser Stelle näher auf die theoretischen Debatten einzugehen, mit denen sich die Protagonisten zum Teil obsessiv und exklusiv auseinandersetzten, meist mit Bezug auf einen der theoretischen Stars aus den postmodernen Schulen. Oral Historians befanden sich in diesen Auseinandersetzungen in einer merkwürdig ambivalenten Position: Einerseits konnten sie mit dem rein metaphorischen Gebrauch des »Gedächtnisses« wenig anfangen, schließlich war ihr Material die persönlich

produzierte, wenn auch sozial und kulturell vorgeformte Erinnerung. Andererseits waren die theoretischen Konstrukte vom kulturellen und kollektiven Gedächtnis hilfreich, um eben jene Konstruktionselemente zu verstehen, ohne allerdings den individuellen Beitrag des Erzählers zu negieren.⁶ Im Hinblick auf die Rede von der Identität war der Widerspruch ähnlich. In den subjektiven, meist autobiografischen Erzählungen wird im Oral-History-Interview ein Muster deutlich, das sich als erzählter Lebenssinn beschreiben lässt. Für die gelegentlichen Behauptungen, dass diese Erzählungen nur situativ und damit flüchtig sind, gibt es keinen ernst zu nehmenden Nachweis, für die relative Konstanz vor allem von Kernelementen einer solchen Sinngeschichte sprechen dagegen viele Forschungsergebnisse. Damit war es für Oral Historians einerseits schwer, sich der Foucault'schen Kritik des Subjekts anzuschließen, während sie andererseits der essentialistischen Rede von der Identität ebenfalls skeptisch gegenüberstanden, wussten sie doch um die Mehrdeutigkeit und historische Wandelbarkeit dessen, was man als Wissen vom Selbst bezeichnen könnte.

Die Debatten um Gedächtnis und Identität wurden zunächst vor allem in den Kulturwissenschaften, den Literaturwissenschaften, der (europäischen) Ethnologie und der Psychoanalyse geführt.⁷ Anders als die französische und US-amerikanische Geschichtswissenschaft hielten sich die deutschen Historiker skeptisch zurück. Erst eine neue Generation und die massive wissenschaftspolitische Förderung von Interdisziplinarität öffneten die Schleusen. Seitdem stellt sich der Oral History ein anderes Problem: die Besinnung auf das eigene, disziplinspezifische Ziel. Anders als in den Kulturwissenschaften geht es hier nämlich um den Vergangenheitsbezug, also um die Frage, inwieweit wir uns über die diachronen Erzählungen vergangenen Erfahrungen annähern können. Jenseits eines naiven Glaubens an die Unmittelbarkeit und Authentizität der mündlichen Quellen gilt es dennoch, in ihnen Spuren des Vergangenen aufzufinden, die es uns erlauben, plausible Aussagen über die Vergangenheit zu machen. Bei dieser entscheidenden Frage bleiben wir trotz interdisziplinärer Perspektive auf uns gestellt.

5. Neue Herausforderungen: Oral History in den kommenden 25 Jahren

Sowohl die Bilanz als auch der Ausblick fallen also gemischt aus. Erfahrung, Erfolg und Bereicherung stehen einem möglichen Verlust an Präzision, Ernsthaftigkeit und Transparenz gegenüber. Aber die eigentliche Herausforderung liegt auf einem Gebiet, auf das wir keinen Einfluss haben: Welche Geschichten werden zukünftige Interviewpartner zu erzählen haben?

Die Oral History der letzten 25 Jahre, zumindest die in Deutschland und Westeuropa, hatte die sozialen und politischen Kämpfe, die schweren ökonomischen Krisen, die Machtübernahme durch den Nationalsozialismus und Faschismus, die Kriege, Völkermorde und den Kalten Krieg als historische Grunderfahrung breiter Bevölkerungsschichten zum Gegenstand. Wenn in den letzten Jahren immer wieder vom »Tod des Zeitzeugen« die Rede war, dann sind Jene gemeint, welche diese Krisen- und Gewaltgeschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bezeugen, eine Geschichte, die ihnen ihre besondere Aura verleiht, und die umgekehrt durch ihre physische Präsenz die Aura dieser Schreckensepoche verkörpern. Mit dem »Tod des Zeitzeugen« ist angedeutet, dass nicht nur diese konkreten »Zeugen«

6 Jan Assmann, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: ders./Tonio Hölscher (Hg.), *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt am Main 1988, S. 9–19.

7 Zuletzt vor allem zum Verhältnis von Geschichte und Psychoanalyse Roger Frie (Hg.), *History Flows Through Us. Germany, the Holocaust, and the Importance of Empathy*, London 2017.

aussterben, sondern die soziale Figur des »Zeitzeugen« im emphatischen Sinne verschwindet – zumindest in der nördlichen Erdhälfte. Die Oral History als geschichtswissenschaftliche Methode lebt aber nicht vom auratischen Zeugen, sondern von historisch interessanten Erzählungen. Für die interpretatorische Arbeit ist das Verschwinden des realen Erzählers sogar von Vorteil, weil es die Möglichkeiten quellenkritischer Analyse verbessert. Wir werden unsere methodologischen Bemühungen stärker als bisher auf Fragen der Sekundäranalyse richten müssen.

Das Problem der zukünftig erzählbaren Geschichten bleibt aber bestehen. »Gute Zeiten« produzieren weniger Geschichten als »schlechte«, ruhige Entwicklungen weniger als dramatische Brüche.⁸ Für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts haben wir es – zumindest in der Bundesrepublik Deutschland – mit weniger dramatischen Erfahrungen zu tun als in der europäischen Gewaltgeschichte der ersten Hälfte. Das Jahr 1989 produzierte Geschichte(n) in der DDR und Osteuropa, aber kaum im Westen. Auch Bevölkerungsgruppen, die erst allmählich ins Blickfeld der Alltags- und Sozialgeschichte geraten, insbesondere Migranten, haben sehr viel dramatischere Geschichten zu erzählen als die sogenannte Aufnahmegesellschaft. Dennoch wird unsere Fähigkeit, langsamere und subtilere Wandlungsbewegungen aus den Erzählungen zu erspüren, in Zukunft noch mehr herausgefordert. Wir sollten diese Herausforderung annehmen. Brauchen wir mehr Oral History? Nicht unbedingt. Aber was wir brauchen, ist eine intensivere Auseinandersetzung mit den methodologischen Problemen, die von der Oral History aufgeworfen werden, aber uns alle betreffen.

8 Ulrich Herbert, »Die guten und die schlechten Zeiten«. Überlegungen zur diachronen Analyse lebensgeschichtlicher Interviews, in: Lutz Niethammer (Hg.), »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.« Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Bd. 1, Berlin 1983, S. 67–96.